Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 12 (1928)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Deine Heimat : das Auslandschweizerbuch [J. Weber]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich),
Mai u. Brachmonat 1928

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Zwölfter Jahrgang.
Nr. 5/6.

Beilage: „Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

9 Schweiz. Landesbibliothek, Bern

Zum Gedächtnis Heinrich Federers.

† 29. Ostermonat 1928.

Wir haben dem Verstorbenen zu seinem 60. Geburtstage unsern Glückwunsch dargebracht (1926, Nr. 11/12) und gelegentlich früher schon seiner gedacht (Jahrg. VII. 9/10, IX. 9/10). Hier noch einige Stellen (mit Ausnahme der letzten alle aus Federers letztem Buche „Am Fenster"), die für ein gesundes und kräftig bewußtes Deutschtum zeugen:

Als ich später so oft in Italien herumwanderte, hatte ich immer den Eindruck, es gebe hier keinen Tod und keine Geheimnisse. Monatelang war mir hier unsäglich wohl. Doch regelmäßig nach zehn, zwölf Wochen fing etwas in mir an zu rinnen und zu schlucken wie Langeweile und Ueberdruß am Fest, wie Oede und Fremde, ach, einfach wie Heimweh. Dann schnallte ich den Rucksack zusammen und zog voll zitternder Seligkeit dorthin zurück, wohin mein Wesen gehörte, wo es starkes Leben, aber auch den Tod, viel Nebel, aber auch den blanksten Winterhimmel und bei unendlichem Wahrheitsgrübeln doch noch so viele schaurigsüße Geheimnisse gab.

(Von einem Abendhock. Eben ist die Geschichte vom Reiter und dem Bodensee erwähnt und bezweifelt worden.) Aber nun nahm ein hoher, ernster Bursche, der schon die Studentenmütze trug und vielleicht Doktor wurde, mit seiner gemessenen, milden Stimme den Fall auf... Das sei ein Faktum, schloß er und wurde blaßrot über den zu großartigen Ausdruck. Es sei, verbesserte er, eine ausgemachte Sache, man habe Papiere dafür.

(Von der Obwaldner Landsgemeinde. Landammann Wirz hält seine Abschiedsrede.) Das Volk verstand gewiß nicht die Hälfte der feierlich-schönen Rede mit ihren zahllosen Fremdwörtern. Aber es blieb mäuschenstill und ward sichtlich erbaut wie von einem großen Orgelstück. Jedoch die Gymnasiallehrer nickten uns Studenten etwas zu: Aus Cicero! seht ihr! . . . oder: Obacht, Mikrokosmos hat er eben gesagt und Kakophonie der Parteipolitik. Da habt ihr's. Was ist ein rechter Mensch ohne Griechisch? — Aber die Berge schauten so herb germanisch drein und der See trug ein so sauberes alemannisches Gesicht, und ein Wind von urdeutscher Melodie zog über die Köpfe ... Makrokosmos ... Mikrokosmos; ah bah, sagt Welt, sagt Dorf oder Herzwinkel, das ist das Rechte.

(Nach der Wahl. Die halbwüchsigen Burschen bewundern den Göttibuben des neuen Landammanns.) Jetzt winkte er großmütig uns zu und lispelte: „Kommt, ich zahl euch ein Glas Bier!" Und wir alle wurden rot vor Freude. Ach, dieser unsterbliche schweizerische Gesindeblutstropfen zu allem Tellen- und Winkelriedsaft!

Wann gibt es einmal eine Schule und einen Lehrer, so lebendig, so echt, so deutsch, daß man endlich in das Wunder unserer Sprache hineingeführt und durch ihre scheinbare, aber jedenfalls herrliche babylonische Verwirrung an einem klaren, logischen Faden geleitet wird, durch alle Verästelung ihres Satzes, in die letzten Launen und Schlüpfe, in die hintersten Möglichkeiten? Warum lehren nicht die Dichter uns Deutsch? Wie muß der Geiger sein Instrument, der Pianist das Klavier bis ins geringfügigste verstehen, ehe sie damit öffentlich auftreten können! Aber die meisten Schriftsteller verlassen sich auf ihre natürliche Anlage und Phantasie beim großartigsten und tiefsten Orgelwerke der Welt, der deutschen Sprache, ohne je die Register studiert, das Pfeifenlager erforscht, die Geheimnisse der Klaviatur andächtig erlauscht zu haben, auf gut apollinisches Glück hin. Vielleicht das Genie braucht das nicht, obwohl Goethe uns das Gegenteil lehrt. Aber wo sind die Genies? (H. Federer in Velhagen & Klasings Monatsheften.)

Das Auslandschweizerbuch.

Unter dem Titel „Deine Heimat. Das Auslandschweizerbuch" ist ein Band erschienen, als dessen Herausgeber die Neue Helvetische Gesellschaft und die Auslandschweizerkommission zeichnen; verfaßt ist es von J. Weber, Lehrer, Basel und verschiedenen Mitarbeitern.

Laut dem Vorwort Bundesrat Mottas enthält es „eine systematische Zusammenstellung der Tatsachen, die der Schweizer in der Fremde kennen muß, wenn er weiterhin geistig ein Schweizerbürger sein und sich als solchen fühlen will." Es führt also den Leser durch die schweizerische Landschaft, die Geschichte, die Bundesverfassung, durch unser Schrifttum und die übrigen Erscheinungen des Geisteslebens; der letzte Abschnitt handelt von den Schweizern im Ausland. Das Buch ist reich mit Bildern, auch mit einigen Karten ausgestattet. Es umfaßt 145 Druck- und 80 Bildseiten. Der zugrunde liegende Gedanke ist ausgezeichnet, und man glaubt es den Herausgebern gerne, daß von Schweizer Vereinen und Schulen im Auslande das Bedürfnis darnach schon oft ausgesprochen worden ist. Das Unternehmen ist also sehr verdienstlich, auch die allgemeine Anlage sehr gut. Wenn man nun bedenkt, daß dieses Buch in großen

Massen in alle Welt zerstreut wird (z. T. in französischer und italienischer Uebersetzung), daß es z. B. in vielen Schweizerschulen im Ausland gelesen wird und manchem Schweizerknaben in der Ferne sein unbekanntes Vaterland näher bringen soll, so erkennt man, daß es sich um eine gemeinschweizerische Sache handelt, deren Ausführung weniger gleichgültig ist als die manches andern Unternehmens.

Gewiß, das Buch wird im Ausland große Freude bereitet haben und noch bereiten — wie jede Schweizer Schokolade, sie mag fast sein, wie sie will. Es ist aber doch schade, daß man bei dieser Gelegenheit keine bessere Schokolade geschickt hat.

Nicht daß wir etwa aus sprachpolitischen Gründen Ursache hätten zur Unzufriedenheit. Jedenfalls wollen wir es nicht schwer nehmen, daß die Anzahl der Deutschschweizer mit bloß 70% statt mit 70,9, also eher mit 71% angegeben wird. Zu den besten Sätzen des Buches gehören jedenfalls folgende:

„Trotz unserer sprachlichen Vielgestaltigkeit gibt es und gab es in der Schweiz nie einen Sprachenstreit, weil nie der Versuch einer Vergewaltigung gemacht wurde. Der Sprachmehrheit liegt viel an der Erhaltung und Pflege der Sprachminderheiten.“

Was einen manchmal unbehaglich stimmt, ist das Gefühl, der Verfasser stehe nicht genügend über dem Stoffe, um die großen Linien einfach und deutlich ziehen zu können. Ein paar sachliche Irrtümer könnte man noch in Kauf nehmen; schlimmer ist die Unklarheit, besonders im geschichtlichen Teil. Aus dieser „Entstehung des Schweizerbundes“ wird nicht klug, wer es nicht schon ein wenig ist. Der Hauptverfasser schreibt zwar:

„Es erfüllt jeden Schweizer mit freudigem Stolz, wenn die neueste Geschichtsforschung erklärt, daß die schönen Erzählungen von Tell doch etwas mehr als bloßes Gerede oder Theaterstoff für Schiller's «Wilhelm Tell» sind.“

Aber diese Erzählungen sind nirgends im Buche erzählt, sondern werden als bekannt vorausgesetzt; ebenso ist es mit der „Tat Winkelrieds“ und der Kappeler Milchsuppe, auf die angespielt wird im Anschluß an den Dreißigjährigen Krieg!

Gewiß ist an vielen Unklarheiten der Platzmangel schuld, aber man hätte an andern Orten sparen können. Eine Menge verhältnismäßig unwichtiger Tatsachen macht sich breit: daß 1803 die St. Galler in der amtlichen Reihenfolge der Kantone vor den Appenzellern den Vorrang haben wollten, daß außer Aargau und Zürich alle Kantone für den Eintritt in den Völkerbund gestimmt, die einen Vertreter im Bundesrat hatten, daß Findelkinder Kantons- und Gemeindebürger am Fundorte werden usw. Als Platzverschwendung empfindet man aber namentlich auch die vielen teils kleinschulmeisterlichen, teils selbstgefälligen persönlichen Bemerkungen Webers, z. B.:

„Wird das Schweizervolk aus der Eisenbahn-Geschichte die richtigen Lehren ziehen für den Wasserverkehr, den Luftverkehr, Radio und andern kommenden Verkehrsmitteln?“

Der Mangel an Ueberlegenheit und Klarheit führt gelegentlich auch zu Widersprüchen. Seite 100 lesen wir:

„Ein achtunggebietendes Bild bot die Schweiz zu Anfang des Krieges. Der Bundesrat erklärte allen Nachbarn den Willen zu strikter Neutralität. Das Schweizervolk stand wie ein Mann, zu allen Opfern bereit, hinter ihm“,

aber eine halbe Seite weiter heißt es:

„Das Volk, namentlich dasjenige der Städte, hatte sich zu Anfang des Krieges recht klein und kopflos benommen.“

Wir daheim wissen ja schon, wie es war, aber für den Auslandschweizer ist es nicht gerade einleuchtend. Bis zum Unsinn versteigt sich der Verfasser bei der Erklärung des Bürgerrechts:

„Heiratet ein Wädenswiler in England eine Engländerin, so wird sie auch Wädenswilerin, muß «Züridütsch» lernen; denn die Kinder sind ja alle auch Wädenswiler-Züricher“

Was einem den Genuß manchmal schmälert, ist auch Webers Stil. Gewiß war es nicht leicht, den rechten Ton zu treffen. Das Bestreben, bei aller Sachlichkeit den trockenen Ton eines Schulbuches zu vermeiden, den Auslandschweizerkindern und ihren Angehörigen nicht nur Kenntnisse zu vermitteln, sondern sie auch seelisch zu packen, das war ja sehr löblich. Aber es ist ein Unterschied zwischen Pathos und Phrase. Unsere Gletscher z. B. sind für uns im Sommer gewiß wichtig als Wasserspender, aber ist das nicht etwas viel gesagt:

„Unsere Gletscher und Firnfelder segnen die tieferen Ebenen rund um uns mit dem befruchtenden Naß. Wenn in heißen Sommermonaten das Flachland verdursten will, die Ströme der Ebene ... langsam zu versiegen beginnen, springen von unsern Alpwänden die muntern Brunnen (Lauterbrunnen) ... zu Tal, Kraft und Segen spendend in alle umliegenden Lande.“

Würden wirklich Seine und Loire, Elbe und Donau versiegen und jene Länder verdursten ohne unsere Gletscherbäche? So muß sich's aber der Schweizerknabe in Indien vorstellen — nach diesem Buche!

Nach dem ganz richtigen Satz:

„Wer für Naturkräfte und -Gewalten offene Augen hat, kann auch an Hügeln und Felspartien des Mittel- und Voralpenlandes den Einfluß der eiszeitlichen Gletscher erkennen.“

folgt unmittelbar folgendes Geschwätz:

„So ist vieles auf unserer buckligen Erde gegangen, ehe sich unser Geschlecht darauf herumplagte und mit ihr verwuchs. Heimatboden ist heiliger Ort.“

Auch sonst fällt der Verfasser vom „Erhabenen“ hie und da ins Platte:

„Der Gletschergarten zu Luzern ist und bleibt ein seltenes Naturdenkmal.“

Wer hat denn das bestritten?

„Wunderschön“ ist dann wieder:

„Alpenleben ist Schweizerleben, freier, naturwahrer Alpengeist ist Schweizergeist. Die Firne ziehen hinan.“

Und als was stellt sich der Auslandschweizer den Gotthard vor bei dem geschmackvollen Bilde:

„Im Strahlpunkt von fünf .... ausgeprägten Bergketten sitzt wie die Spinne im Netz der Gotthard.“

Daß unsere Seen nicht bloß so aufgezählt, sondern ob ihrer Schönheit auch gerühmt werden, ist ja ganz recht, aber was soll das heißen: sie „alle atmen Leben, Freude und Freiluft.“ Da sich auch die Seen anderer Länder meistens im Freien befinden, hat dieses besondere Lob der Freiluft keinen rechten Sinn.

Unter dem Titel „Unser Volkscharakter“ werden in 5 Abschnitten unsere Tugenden aufgezählt. Da wir bekanntlich keine Fehler haben, kann von ihnen auch nicht gesprochen werden; das begreifen wir, aber wird uns nicht etwas sonderbar bei der Stelle:

„Treue und Wahrhaftigkeit. Noch gibt's im Schweizerlande Gegenden, wo Quittung verlangen und Quittung geben als Beleidigung betrachtet wird, wo Schweizerwort als unbedingtes Wahrwort gilt, wo Redlichkeit herzerhebende Selbstverständlichkeit ist. Lieber in Ehren sterben, als ein gegebenes Wort brechen. Das ist alte, brave, kerngesunde Schweizerart“.

Gottfried Keller hat dem Dichter das Recht gegeben, sein Volk zu erziehen und zu heben, indem er es als besser darstellt, als es schon ist. Aber das muß verstanden sein! Hier ist das Mittel etwas plump angewandt. Man kann den Löwen von Luzern nicht einfach

in unser heutiges Wirtschaftsleben hineinstellen. Wieviele Schweizer sterben jährlich, weil sie ihr Wort nicht brechen wollen? Und wieviele brechen es täglich, weil sie lieber leben und zwar gut leben wollen?

Nach solchen Stilblumen muten dann gewisse Unbehilflichkeiten um so sonderbarer an. Welch plumpen Gebrauch macht er von der Klammer:

„Erst die vierjährige Grenzbesetzungszeit machte die Schweizersoldaten wieder mit den Reizen der Juralandschaft bekannt. (Jura, juria, Jougwald).“

Was fängt ein Knabe in Amerika mit diesen drei Wörtern an?

Von den Folgen der Burgunderkriege heißt es:

„Fester als die Vorgesetzten und Regierenden war deren Gier nach fremder Ehre, nach Geld, Pensionen, Geschenken.“

Die Regierenden waren also nicht „fest“, aber wenigstens ihre Gier war es!

Aber eins sei anerkannt am Stil: Er enthält eher weniger Fremdwörter, als sonst üblich ist und gerade hier zu erwarten gewesen wäre. Hie und da werden sie in Klammer verdeutscht. Wo es sich nicht um fremde Fachausdrücke handelt, sieht man nicht recht ein, weshalb das Fremdwort überhaupt dasteht, z. B. Staatsmaxime (Staatsgrundsatz), Grazie (Anmut), Fragment (Bruchstück). Unübersetzt, aber auch unnötig und den meisten unverständlich bleibt die französische „Kandare“, an die Napoleon 1803 die Schweiz nahm. Aber wir wollen das verzeihen zum Dank für den mutigen Satz: „Unsere Kraftwagen genießen Weltruf“!

Diese Stilblüten stammen alle aus dem Anteil des Hauptverfassers Weber, der fast drei Viertel des Buches geschrieben und für das ganze Buch eine gewisse Verantwortung übernommen hat. Die Beiträge seiner Mitarbeiter sind stilistisch entschieden besser; nur hat man hie und da den Eindruck der Eilfertigkeit. Unzweifelhaft falsch ist es einfach, wenn Weber schreibt, Karl der Kühne „marschierte über Murten auf Bern, erlitt aber hier (!) eine zweite, vernichtende Niederlage“. Die Schlacht bei Murten fand also bei Bern statt. Einem Sekundarschüler würden wir heute nicht mehr erlauben zu sagen:

„Das letzte Ort, das sich widersetzte war Nidwalden.“

Mit der Wahl des Hauptverfassers scheinen die Herausgeber kein Glück gehabt zu haben. Aber auch mit der Wahl des Verlages nicht. Dieses deutsche Buch ist nämlich in — Genf gedruckt worden, und das macht sich auf Schritt und Tritt unangenehm bemerkbar.

Daß es in lateinischer Schrift gehalten ist, könnte man in Kauf nehmen, obschon zum Bilde der deutschen Schweiz auch die deutsche Druckschrift gehört. Ein Titel wie Ein Flug *ue*bers Schweizerland sieht „uebel“ aus.

Schlimmer als dergleichen Kleinigkeiten ist die ganz außerordentliche Zahl von Druckfehlern. Gewiß, solche kommen in jedem Buche vor, aber in solcher Fülle machen sie den Eindruck der Pfuscherei und nicht der Qualitätsarbeit eines Landes, das für seine Volksbildung berühmt ist. Wenn das Buch in der Schweizerschule von Barcelona benützt wird, kann jeden Augenblick ein Schüler fragen: „Herr Lehrer, was heißt Verähltnis? Schreibt man Besorgniss mit zwei s? Warum hat der Fourrier zwei r und das Fourierbureau zwei Zeilen vorher nur eins? Trennt man „England“ so: En-gland? Schreibt man „Welsch“ immer groß, also „in der Welschen Schweiz“? Warum ist das „Sie“ der höflichen Anrede bald klein und bald groß geschrieben (z. B.: „Ich bitte sie, sprechen wir von dem, was Sie zu mir führt“).“ Die meisten Druckfehler erkennt man ja leicht als solche, wenigstens wenn man gut deutsch kann, aber einen Auslandschweizerschüler können Wörter wie Mädche, verichten, Zaun (für Zaum) usw. doch verwirren, und bei Eigennamen sollte man doppelt sorgfältig sein und Burckhardt (Jakob!) und Thorwaldsen nicht ohne h schreiben; auch heißt es nicht Boken-, sondern Bockenkrieg, nicht Wolfharden. Auch sollte aus dem Basler Gelehrten Andreas Heusler kein Heußer werden. Besonders irreführend sind natürlich falsch gedruckte Jahreszahlen, z. B. wenn die Burgunderkriege um ein Jahrzehnt verschoben werden (auf 1480—87!), wenn die Franzosen 1789 in die Schweiz einbrechen statt 1798, oder wenn Haller schon mit 19 Jahren (1727) stirbt statt 1777.

Diese Fehler ziehen sich ziemlich gleichmäßig durch das ganze Buch hindurch. Auf 143 Druckseiten stehen ungefähr ebensoviele Druckfehler, die falschen Satzzeichen gar nicht gerechnet, von denen fast nochmals so viele sind. Gewiß kommt es auf ein Komma mehr oder minder nicht an. Aber mancher Auslandschweizerlehrer wird in Verlegenheit kommen bei der Schülerfrage: „Was ist Eisen- Zement- Holz- und Papierbearbeitung?“ (Gemeint ist Eisen-, Zement-, Holz- und Papierbearbeitung). Aus Kellers Vaterlandslied wird einmal der Vers angeführt:

„Wie so innig feurig lieb ich dich,“

und an ganz anderer Stelle

„Als ich arm doch froh ...“

aber beidemal fehlt ein Komma. Gegen solche Sachen sind unsere Auslandschweizerschüler vielleicht doch etwas empfindlich, und für den Lehrer ist es peinlich, wenn er jeden Augenblick sagen muß: „Das ist halt ein Druckfehler! oder ein Schreibfehler des Verfassers!“ Z. B. in dem Satz: Die spätere Kaiserin Eugenie, schenkte den Arenenberg... Es sind über 2 Dutzend Kommata unzweifelhaft zuviel und ebenso viele zu wenig; daneben herrscht auch sonst noch große Verwirrung im Gebrauch der Zeichen.

Ueber die Bilder selbst wollen wir uns nicht äußern, bloß über den ihnen beigefügten Wortlaut. Dessen scheint sich niemand recht angenommen zu haben. Schon unterm zweiten Titelbild lesen wir: Schweiz. National Museum, Zürich. Es gibt in Zürich kein National Museum, — aber ein Landesmuseum; man hat es aber offenbar irgend einem Setzer überlassen, musée national ins Deutsche zu übersetzen. Wenn der wenigstens noch einen Bindestrich benutzt hätte! Wichtigere Nachlässigkeiten sind die Namen des Bundesrates Munzinger, der zum Munziger geworden ist wie auch ein Zollinger zum Zolliger. Unter einem Bilde Stückelbergs steht: „Gemälde der Tells Kapelle“. Eine schöne Berggruppe aus dem Säntisgebiet ist bezeichnet als „Kreutberge“ (statt Kreuzberge), natürlich auch im Verzeichnis der Bilder, dessen Herstellung man offenbar auch dem Setzer überlassen hat. Aber schon auf dem Titelblatt beginnt die sprachliche Sorglosigkeit; zu unterst steht nämlich: Genf, Verlag's Sadag A. G. Was heißt „Verlag's Sadag“?

Wenn uns einmal eine Ameise über die Hand krabbelt, spüren wir das kaum; wenn es aber Hunderte von Ameisen sind, wird aus dem harmlosen Gekrabbel ein lästiges Gekribbel. Auf den ersten Blick und bei flüchtiger Durchsicht muß dieses Buch gefallen, und der starke Absatz beweist ein starkes Bedürfnis darnach, aber noch nicht die Güte der Ausführung. Bei genauerer Betrachtung stößt sich der aufmerksame Leser ein paar hundert mal an Kleinigkeiten, von denen jede einzelne nicht viel oder gar nichts zu bedeuten hat, deren Masse aber doch ein peinliches Gefühl hinterläßt. Wenn für die Ausländer unsere Uhren, unsere Maschinen, unser — Käse nicht sorgfältiger

hergestellt würden als dieses Buch „Deine Heimat" (!) für die Auslandschweizer, so hätten sie keinen so guten Ruf in der Welt. Wie ist das gekommen?

Es wäre ja peinlich, ist aber denkbar, daß von den 14 dem Preisgericht eingereichten Entwürfen der von Lehrer Weber in Basel doch noch der beste war. (Vielleicht haben sich unsere guten Schriftsteller z. T. nicht beteiligt, weil, wie das Sekretariat des Schweizerischen Schriftstellervereins fand, die Preise zu niedrig waren.) Man kann es am Ende auch noch begreifen, wenn das Preisgericht hoffte, aus dem Entwurf Webers durch Streichungen und Verbesserungen etwas Rechtes machen zu können — es soll sogar einiges der Art geschehen sein, aber von einem gewissen Augenblick an muß sich Weber für alle Verbesserungsvorschläge völlig unzugänglich erwiesen haben. Ein Widerhall von Unstimmigkeiten mit dem Verfasser klingt auch im Vorwort der Herausgeber nach. Bei diesem offenbar mühsamen Verkehr war viel wertvolle Zeit verloren gegangen; alles andere war vorbereitet, und es ist am Ende menschlich auch wieder begreiflich, wenn man auf einem gewissen Punkte der Arbeit glaubte, nicht mehr länger warten oder gar zurückgehen zu dürfen, sondern — so oder so! — vorwärts gehen zu müssen. Von den Verlagen hatte man zugunsten der Auslandschweizer den billigsten wählen zu müssen geglaubt, aber seine Probebogen wiesen natürlich unzählige Druckfehler auf; die ganze Geschichte mußte schließlich, damit das Buch auf Weihnachten noch in die Kolonien kam, überhastet werden; zu einer gründlichen Durchsicht fehlten die Zeit und der Mann, und so wurde das im Grundgedanken und in der Anlage so gute Werk schließlich billig und schlecht herausgepfuscht.

Erfreulicherweise scheinen die Herausgeber doch allerlei gelernt zu haben. Die erste Ausgabe ist fast völlig vergriffen, eine zweite ist in Vorbereitung. Daß diese sorgfältiger durchgeführt wird, darf man schon daraus schließen, daß der Hauptverfasser der ersten mit der zweiten nichts mehr zu tun haben wird.

Aus dem Idiotikon.

101. Heft. Huber & Cie., Frauenfeld.

Fast wie eine lüpfige Appenzeller Tanzweise fährt es auch einem Ostschweizer in die Knochen bei den Beispielen zu „Schriß" (mit langem i, auch verhochdeutscht zu Schreiß), obschon es fast nur im Bernbiet und seiner Nachbarschaft vorkommt. Zunächst bezeichnet es zwar nur das Zerreißen und den Riß, den „Schranz", daneben aber das Führen der Mädchen zu Tanz oder Wein durch die Burschen. Die Erklärung finden wir in einer Gotthelf-Stelle: „So waren sie [zwei Burschen und zwei Mädchen]eine weite Strecke gewandelt und kamen endlich zu einem Wirtshause. ... Nach Landsitte wehrten sich die Mädchen und mußten mit Gewalt ins Haus gezerrt werden, das nennt man Schriß haben." „Im Schriß si" oder „Schriß ha" heißt begehrt sein, insbesondere als Mädchen auf dem Tanzboden. „Aber so-nes Hungerliderschuelmeisterli het für derigs [zu einer Frau zu kommen] z'weni Schriß". (F. Stauffer). Am Aussterben ist bei zunehmender Aufklärung der Schratt oder Schrättel, Strättel, Schregel, das Schrätteli, Schrättli, der Schrättlig usw., d. h. der Kobold, das Bergmännlein. Es kriecht durchs Schlüsselloch, die Bettstelle hinauf, legt sich auf das Gesicht des Schläfers und zerkratzt es; kann man es fassen und halten und in eine Schachtel sperren, so offenbart es sich als der abgeschiedene Geist einer verbrecherischen Person (Aargau). Heimgesucht werden so namentlich ältere Leute und ganz kleine Kinder, besonders auch ungetaufte. Im Klettgau sagt man zu einem kleinen Mädchen, dessen Zöpfe über Nacht in Unordnung geraten sind: „s'Schrätteli het-der hüt Nacht 'zopfet." Man wehrt das Schrätteli ab, indem man das Schlüsselloch verstopft (Zollikon), morgens und abends 9 Vaterunser betet und die Anfangsbuchstaben der Namen der Heiligen drei Könige auf den oberen Türsturz schreibt (Sargans) usw.

Ein fesselnder Artikel ist natürlich auch Schwab. Viele Schweizer wissen nicht, daß das nicht bloß ein Schimpfwort für den Reichsdeutschen ist und daß wissenschaftlich die Württemberger und die schwäbischen Badener und Baiern so heißen. Ohne verächtlichen Nebensinn und gerade zum Unterschied von andern Reichsdeutschen nennt man so in Basel den Württemberger. Im Emmental wird heute die einheimische Form Schwab als neutraler Ausdruck für den Württemberger, das wohl von Norden her eingedrungene Schwob geringschätzig für jeden Reichsdeutschen gebraucht. Für ungebildete Innerrhoder sind alle Fremden Schwobe; daher rief einer an der Landsgemeinde 1879 dem Landammann, der die Greuel unter den Zulukaffern, russischen Nihilisten usw. schilderte, zu: „Landamma, jetz chönntist denn nebe bald efange ufhöre preje vo dene Schwobe!"

Allerlei.

Zu meinem Aufsatz **„Falsche Formwörter"** in Nr. 3/4 der „Mitteilungen" habe ich noch folgende Ergänzung nachzutragen.

Schon oft fiel mir in Goethes „Hochzeitlied" der Satz auf:

Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht.

Diese Lesart steht auch in der sorgfältigen Ausgabe von Hempel (mit Anmerkungen von Strehlke), wie in der Ausgabe letzter Hand von 1828. Glücklicherweise fand ich in Goethes Werken, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (1. Band, Weimar, Böhlau 1887) beim Verzeichnis der Lesarten, die richtige Fassung der Ausgabe von Goethes Werken 1806—1810:

Daß einem so Hören als Sehen vergeht,

während die folgenden Ausgaben von 1815—1819 und 1827—1830 für „als" „und" setzen, was offenbar eine Verschlimmbesserung ist. Sollte das so allenfalls nicht die Bedeutung von sowohl haben? Es wäre dann aber ziemlich sinnlos, ein bloßes Füllwort. H. St.

An unsere Mitglieder.

Leider stehen noch über hundert Jahresbeiträge aus. Wir ersuchen die säumigen Mitglieder dringend, sie nächstens einzuzahlen an die Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390. Sie ersparen damit dem Rechnungsführer Zeit und Mühe und sich selber den Aerger, während der Ferien eine Nachnahme einlösen zu müssen. Wir teilen auch mit, daß die freiwilligen Beiträge hinter denen früherer Jahre zurückgeblieben sind. Ein Mitglied hat einmal die Anregung gemacht, bei Jahresanfang jeweilen nur den Pflichtbeitrag einzuziehen und die freiwilligen erst im Laufe des Jahres, es gebe dann mehr. Wir möchten unsere Mitglieder nicht zweimal bemühen, erklären uns aber gerne bereit, jederzeit freiwillige Beiträge entgegenzunehmen.